

Auf's engste mit der Geschichte der berühmten ionischen Insel verknüpft ist der Name des brandenburgischen Edelmannes Graf Matthias Johann von der Schulenburg, der im August des Jahres 1716 die Insel Korfu gegen die Uebermacht der Türken vertheidigt und der Republik Venedig erhalten hat.

Als unser Matthias von der Schulenburg im hohen Alter von siebenundachtzig Jahren am 14. März 1747 zu Verona starb, befand sich der Vater Goethes gerade im nahen Venedig und war Zeuge der großen Verehrung, die man dem Helden Korfu allenthalben entgegenbrachte.

Was den Lebensgang Schulenburgs betrifft, so kommt er aus einer holländischen Familie und wurde 1661 auf dem Familiengut der Schulenburg zu Emden bei Magdeburg als Sohn eines kurfürstlich brandenburgischen Kammerpräsidenten geboren.

Er erhielt eine gute Ausbildung auf der gelehrten Schule in Magdeburg, ging später auf die protestantische Hochschule in Samur und nach Paris. Nach Deutschland heimgekehrt, nahm er Dienste beim Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel und zog 1687 unter dem Herzog Karl von Lothringen und dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern gegen die Türken.

Später nahm er mit den braunschweigischen Truppen an dem Pfälzischen Erbfolgekriege gegen Ludwig den Vierzehnten theil, ging dann in diplomatischer Mission an den Hof von England, um endlich 1697 den Friedensverhandlungen von Ryswick, die dem verheerenden europäischen Kriege ein Ende machten, beizuwohnen.

Während der Kriege gegen die Türken spielte seit den vierzig Jahren des vorangehenden Jahrhunderts. Trotz der tapferen Vertheidigung Kretas durch den Venezianer Franz Morosini war es dem Erbfeind gelungen, die Insel zu erobern.

Der Krieg Venedigs gegen die Türken spielte seit den vierzig Jahren des vorangehenden Jahrhunderts. Trotz der tapferen Vertheidigung Kretas durch den Venezianer Franz Morosini war es dem Erbfeind gelungen, die Insel zu erobern.

Paschas, standen, in der größten Eile wiederherstellen. Nachdem die Türken auf Korfu gelandet waren, beschloffen sie die Stadt, die in wenigen Tagen völlig eingekerkert wurde. Die Festung befand sich in einer verzweifelten Lage, und ihr naher Untergrund schien völlig gewiß. Schulenburg erhielt durch seine Kundschafter Nachricht, daß der 19. August 1760 für den Sturm auf die Festung angelegt wäre.

Die Nacht vorher unternahm er einen Ausfall, der anfangs vom Glück begünstigt war, aber schließlich daran scheiterte, daß Schulenburgs eigene Truppen, meist aus Slavonien und Deutschen bestehend, in der Dunkelheit sich verkannten und gegeneinander wütheten.

Die Republik Venedig erwies sich gegen den deutschen Helden dankbarer, als sie sich einst gegen ihre eigenen Generale gezeigt hatte. Schulenburg trat auf Lebenszeit in venezianische Dienste. Auf Korfu wurde seine Bildsäule aufgestellt, und der Senat ließ ihm zu Ehren zwei kostbare Denkmäler prägen.

Die Debatte, nach einer Versammlung Gewerbetreibender, kam es zu Streitigkeiten, wobei ein Klempnermeister viel „Blech“ rebete und dem Maler Pinzel vorwarf, daß er die Leute „anschmiere“; dieser sagte dem Schornsteinfeger Ruß, daß er die Leute „anschwärze“ und behauptete vom Bädermeister Trüg, er bade stets „Schiff“.

In der Debatte, nach einer Versammlung Gewerbetreibender, kam es zu Streitigkeiten, wobei ein Klempnermeister viel „Blech“ rebete und dem Maler Pinzel vorwarf, daß er die Leute „anschmiere“; dieser sagte dem Schornsteinfeger Ruß, daß er die Leute „anschwärze“ und behauptete vom Bädermeister Trüg, er bade stets „Schiff“.

Die Debatte, nach einer Versammlung Gewerbetreibender, kam es zu Streitigkeiten, wobei ein Klempnermeister viel „Blech“ rebete und dem Maler Pinzel vorwarf, daß er die Leute „anschmiere“; dieser sagte dem Schornsteinfeger Ruß, daß er die Leute „anschwärze“ und behauptete vom Bädermeister Trüg, er bade stets „Schiff“.

Die Debatte, nach einer Versammlung Gewerbetreibender, kam es zu Streitigkeiten, wobei ein Klempnermeister viel „Blech“ rebete und dem Maler Pinzel vorwarf, daß er die Leute „anschmiere“; dieser sagte dem Schornsteinfeger Ruß, daß er die Leute „anschwärze“ und behauptete vom Bädermeister Trüg, er bade stets „Schiff“.

Wenn man besonders prägnant und drastisch den Unfrieden bezeichnen will, in dem zwei Personen miteinander leben, pflegt man mit dem Sprichworte darauf hinzuweisen: die Katze und der Hund! Wie unredlich man mit dieser allgemeinen Behauptung hat, und wie andererseits die Feindseligkeit der Thiere uns noch manches schwierige Räthsel zu lösen gibt, dafür möge diese kleine, selbstlebende Geschichte zum Beweise dienen.

Ich besah einen Kater Bijou und erstand später eine Hündin Bella. Bijou war schwarz, wie die Nacht, ganz schwarz, ohne das kleinste bunte Fleckchen oder Abzeichen, ja, selbst seine Nase war schwarz. Bijous Augen waren hellgrau, fast blau, und das Gesicht bellam durch diese Augen einen fast melancholischen Zug.

Bella dagegen war weiß, wie der Tag, weiß wie eine Eule und Labradorer, weiß, wie frisch gefallener Schnee. Die Natur hatte sie, um sie niedlicher, zierlicher und weiblicher zu gestalten, durch keine Barthaare verunziert. In dem silberweißen, kleinen Kopfe sahen zwei braune Augen, zwei leuchtende und lachende, wie die eines neugeborenen Kindes, Augen, wie eines kleinen Mädchens, das noch nichts weiß, oder einer Großmutter, die schon alles wieder vergessen hat.

Bijou und Bella hatten sich an einem schönen Frühlingstage kennen gelernt. Bijou lag draußen vor dem Hause, lang ausgestreckt auf dem Rasen und ließ sich von der warmen Sonne bescheinen. Die Augen hatte er geschlossen und bingelte nur träge und verschlafen, wenn ein Vogel einen besonders lauten Schrei ausstieß, dann schloß er schnell wieder die Augen, und man vernahm ein gemächliches und zufriedenes: „...ron...ron...ron...“ als wollte er sagen: „Gott, wie bin ich glücklich!“

Plötzlich hörte er ein Geräusch, ein ganz seltsames und merkwürdiges Geräusch, einen eigenartigen Ton, den er nicht konnte, der ihn aber dermaßen alarmirte, daß er schnell aufsprang und sich in Position setzte. Bijou erblinde an meiner Seite Bella, die laut bellte. Bijou hatte zwar noch nie einen Hund gesehen, aber er fühlte wohl instinktiv, daß das Weiße da ein Hund war, und daß er Hunde haßte, denn er machte einen traurigen Bammel, hob drohend den Schwanz und aus seinem Munde kamen pfeifende Laute: „paah... pf!“

Bella betrachtete mit ihren braunen Augen Bijou, neigte den Kopf und wollte spielen. Aber Bijou war misstrauisch und floh mit großen Schritten ängstlich in das Haus hinein. Am anderen Tage traf Bijou wieder mit Bella zusammen und Bijou schien wohl Furcht und Angst. Aber die weiße Bella vergnügte das ansehende. Die sprang wie toll und ausgelassen umher, bellte laut und wollte mit Bijou spielen. Doch Bijou verstand diese Zeichen und Gebärden nicht, er war nur voller Angst und Schrecken, schlief und aß nicht und magerte zusehends ab.

Da kam nach zwei Wochen ein Ereignis, das die Verhältnisse zwischen beiden von Grund auf änderte. Bella hatte sich beim Sprung über einen Graben die Pfote verletzt und wimmerte und miselte läglich und schmerzgefüllt. Ich brachte die Kranke in die Küche, verband die Pfote und legte Bella behutsam auf ihr Lager. Bijou betrachtete das alles mit Staunen und Neugier. Eine Weile stand er zaudernd, dann schlich er sich an das Schmerzenslager und legte die verletzte Pfote, die über den Rand des Korbes hinaushing, Bella aber legte, wie in Dankbarkeit, ihren Kopf an den Bijous, und so wurden sie die besten Freunde, und tollten, als Bella wieder gesund war, durch Feld und Flur.

Als der Winter kam, lagen beide im Hause Seite an Seite in demselben Korbe. Sie liefen nicht mehr hinaus, weil es fummelte und schneite und kalt war. Sie durchstreifen nur das Haus. Draußen auf den Feldern und im nahen Walde hörte man schreien. Die Jagd hatte begonnen. Bella, die noch niemals eine Jagd gesehen, war wohl neugierig, und eines Tages war sie von der gemeinsamen Lagerstätte verschwunden. Den ganzen Tag blieb Bella fort. Gegen Abend hörte Bijou schreien, und dann ein Bellen und Wimmern. Das konnte nur Bella sein! Mit einem Satz war Bijou vom Lager auf, die Hausthür war zufällig offen, und rannte nach der Stelle, von wo die läglischen Laute kamen. Da lag Bella in einem Meer von Blut, der weiße Pelz war schon ganz roth. Ein ungeschickter und unvorsichtiger Jäger hatte Bella mitten in die Brust geschossen, so daß bald der Tod eintrat. Unbeweglich stand Bijou bei der Leiche des Getroffenen und blidte sie unermüdet an und konnte nicht helfen. In das schmerzliche Wimmern mischte sich klägliches und lautes Kläuen. Stumm und unbeweglich sah Bijou die ganze Nacht bei der Leiche. Am nächsten Morgen wollte ich die tote Bella aufheben. Aber Bijou wehrte sich und sprang mich zischend und fauchend an. Endlich konnte ich den Kater beruhigen, den leblosen Körper nehmen und ihn in einen Schuppen legen, dessen Thor ich nur anlehnte.

Bijou folgte und ließ sich vor dem Schuppen nieder. Er veruchte mit den Pfoten das Thor zu öffnen, aber es gelang ihm nicht. So lag er drei Tage, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Als ich ihn vertreiben wollte, fleuchte er die Zähne, so daß ich ihn gemächlich ließ. Am vierten Tage endlich hatte er den einen Flügel des Thores etwas geöffnet und troch hinein. Er kauerte sich neben die tote Bella und harb vor Hunger.

Ich begrub sie beide draußen auf dem Felde in einem gemeinsamen Grabe.

Alterelei vom Regenschirm. Das alltägliche Gebrauchsgeräth, zu dem in diesen trübigen Regentagen ein jeder seine Zuflucht nimmt, der Regenschirm, blid auf eine lange Geschichte zurück. Zwar geht seine Geschichte nicht soweit zurück wie die seines älteren Bruders, des Sonnenschirmes, der in den grauesten Epochen ältester Geschichte als Symbol der Macht, des Reichthums und fürstlichen Glanzes eine große Rolle spielte, aber die schwarzen Regenschirme, mit denen wir uns heute gegen Sturm und Regen schützen, können sich doch auf eine jahrhundertlange Ahnenreihe berufen. Um 1600 war der Regenschirm schon in Italien bekannt und von hier aus verbreitete er sich zunächst nach Frankreich. Aber er erfreute sich zunächst keiner allzu großen Beliebtheit, denn nur mit Widerwillen konnte man sich entschließen, das damals 1,20 Meter lange Ungeheum mit seinen zehn dicken Fischbeinrippen und seinem Gewicht von nicht weniger als sieben Pfund mit auf die Straße zu nehmen. Zudem war die Anschlagung eines Schirmes eine wichtige Angelegenheit; für 50-60 Franc erstand man ein Familienmödel, das von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbte. In dem massiven Griff befand sich ein großer Messingring, an dem man den Schirm am Arme tragen konnte, aber in der Regel pflegte man ihn doch misstrauisch unter den Arm zu nehmen. Erst unter der Herrschaft Ludwigs des Vierzehnten, im Jahre 1710, unternahm es ein findiger Kopf, das unhandliche Geräth zu verbessern. Er konstruirte einen zusammenlegbaren kleinen Regenschirm, der nur fünf bis sechs Unzen Gewicht hatte und in einem Etui verschlossen getragen werden konnte. In einem langen Etui gewährte Ludwig der Vierzehnte dem Fabrikanten ein fünfjähriges Monopol auf seine Erfindung. Vierzig Jahre später legte ein gewisser Navarre der Akademie eine Verbesserung dieses Schirmes vor, einen regelrechten Stockschirm, wie er auch heute noch zuweilen gebraucht wird, bei dem der zusammengeklappte Schirm in ein hohles Rohr geflossen ist. Mit diesen verbesserten Schirmen machten sich die Pariser schon eher vertraut. Die vornehmen Stände freilich verhielten sich ablehnend. „Die mit dem vulgären Volk nicht verwechselt werden wollen, lassen sich lieber nach regnen, als daß sie mit einem Schirm auf die Straße gehen und damit dokumentiren, daß sie kein Gefühl ihr eigen nennen.“ Da es aber viele dieser Leute gab, so kam man bald auf die Idee, einen öffentlichen Regenschirmdienst einzurichten. In dem Jahre 1769 erhielt auch eine Compagnie die Genehmigung zu einem solchen Unternehmen. Hierbei freilich handelte es sich in erster Linie um Schutz gegen die Sonne und erst allgemach kam man dazu, die Einrichtung auch für den Regen zu benutzen. Der Pont Neuf war die erste Wirkungsstätte; an beiden Brüdenden fanden die Angestellten mit ihren Schirmen; für zwei Liards, etwa 2 Pfennige, mietete man einen Schirm, den man dann nach Ueberschreitung der Brücke am anderen Ende wieder abgab. Aber auch die Polizeibehörden wendeten die Aufmerksamkeit dem Probleme des Schutzes gegen Wind und Wetter zu. Am 14. September desselben Jahres konnte man an den Pariser Straßen eine neugeschlagene Verordnung lesen. Da war alles genau bestimmt, „diese Schirmträger“ mußten sich ordnungsmäßig bei der Polizei melden, eine Liste wurde angelegt und jeder Schirm erhielt eine Nummer. Aber auch des Nachts standen sie den Straßenpassanten zur Verfügung, sie trugen der Vorschrift gemäß eine Laterne. Die Polizei lieferte die Parafus. Inzwischen hatte der Schirm bereits seinen Eroberungszug nach England angetreten, wo er seit 1646 bekannt wurde. Aber erst allgemach verbesserte man ihn soweit, daß mit seinem Schutze nicht auch eine Plage verbunden war. Zur Revolutionszeit waren die Leder- oder Wachsstockschirme so gut wie völlig verschwunden. Seide und Stoffe bildeten fortan sein Dach, und als zu Anfang des 19. Jahrhunderts das Fischbeinripgestütz dem Eisen wich, waren die Gegner des Schirmes befehrt.

Begreiflicher Irrthum. Frau: Ich begreife nicht, wie Du das aushältst. Seit zwei Stunden steht ein Geflügelhändler mit Enten unter Deinem Fenster! Professor (zerstreut): So, so, Enten sind das... ich dachte, Du hättest Kaffeebraten! Rabler Galt. „Der Herr dort speist aber fein! Alles, was gut und theuer ist, hat er bestellt!“ „Ja, der kann sich das leisten — er bleibt nämlich alles schuldig!“

Schuppen nieder. Er veruchte mit den Pfoten das Thor zu öffnen, aber es gelang ihm nicht. So lag er drei Tage, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Als ich ihn vertreiben wollte, fleuchte er die Zähne, so daß ich ihn gemächlich ließ. Am vierten Tage endlich hatte er den einen Flügel des Thores etwas geöffnet und troch hinein. Er kauerte sich neben die tote Bella und harb vor Hunger.

Ich begrub sie beide draußen auf dem Felde in einem gemeinsamen Grabe.

Alterelei vom Regenschirm. Das alltägliche Gebrauchsgeräth, zu dem in diesen trübigen Regentagen ein jeder seine Zuflucht nimmt, der Regenschirm, blid auf eine lange Geschichte zurück. Zwar geht seine Geschichte nicht soweit zurück wie die seines älteren Bruders, des Sonnenschirmes, der in den grauesten Epochen ältester Geschichte als Symbol der Macht, des Reichthums und fürstlichen Glanzes eine große Rolle spielte, aber die schwarzen Regenschirme, mit denen wir uns heute gegen Sturm und Regen schützen, können sich doch auf eine jahrhundertlange Ahnenreihe berufen.

Um 1600 war der Regenschirm schon in Italien bekannt und von hier aus verbreitete er sich zunächst nach Frankreich. Aber er erfreute sich zunächst keiner allzu großen Beliebtheit, denn nur mit Widerwillen konnte man sich entschließen, das damals 1,20 Meter lange Ungeheum mit seinen zehn dicken Fischbeinrippen und seinem Gewicht von nicht weniger als sieben Pfund mit auf die Straße zu nehmen.

Zudem war die Anschlagung eines Schirmes eine wichtige Angelegenheit; für 50-60 Franc erstand man ein Familienmödel, das von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbte. In dem massiven Griff befand sich ein großer Messingring, an dem man den Schirm am Arme tragen konnte, aber in der Regel pflegte man ihn doch misstrauisch unter den Arm zu nehmen.

Erst unter der Herrschaft Ludwigs des Vierzehnten, im Jahre 1710, unternahm es ein findiger Kopf, das unhandliche Geräth zu verbessern. Er konstruirte einen zusammenlegbaren kleinen Regenschirm, der nur fünf bis sechs Unzen Gewicht hatte und in einem Etui verschlossen getragen werden konnte.

In einem langen Etui gewährte Ludwig der Vierzehnte dem Fabrikanten ein fünfjähriges Monopol auf seine Erfindung. Vierzig Jahre später legte ein gewisser Navarre der Akademie eine Verbesserung dieses Schirmes vor, einen regelrechten Stockschirm, wie er auch heute noch zuweilen gebraucht wird, bei dem der zusammengeklappte Schirm in ein hohles Rohr geflossen ist.

Mit diesen verbesserten Schirmen machten sich die Pariser schon eher vertraut. Die vornehmen Stände freilich verhielten sich ablehnend. „Die mit dem vulgären Volk nicht verwechselt werden wollen, lassen sich lieber nach regnen, als daß sie mit einem Schirm auf die Straße gehen und damit dokumentiren, daß sie kein Gefühl ihr eigen nennen.“

Da es aber viele dieser Leute gab, so kam man bald auf die Idee, einen öffentlichen Regenschirmdienst einzurichten. In dem Jahre 1769 erhielt auch eine Compagnie die Genehmigung zu einem solchen Unternehmen.

Hierbei freilich handelte es sich in erster Linie um Schutz gegen die Sonne und erst allgemach kam man dazu, die Einrichtung auch für den Regen zu benutzen. Der Pont Neuf war die erste Wirkungsstätte; an beiden Brüdenden fanden die Angestellten mit ihren Schirmen; für zwei Liards, etwa 2 Pfennige, mietete man einen Schirm, den man dann nach Ueberschreitung der Brücke am anderen Ende wieder abgab.

Aber auch die Polizeibehörden wendeten die Aufmerksamkeit dem Probleme des Schutzes gegen Wind und Wetter zu. Am 14. September desselben Jahres konnte man an den Pariser Straßen eine neugeschlagene Verordnung lesen. Da war alles genau bestimmt, „diese Schirmträger“ mußten sich ordnungsmäßig bei der Polizei melden, eine Liste wurde angelegt und jeder Schirm erhielt eine Nummer.



„Da, Herrblättchen, sag' mal, willst du uns zu Tode füttern? Wir können ja kaum die Hälfte von all' den guten Sachen, die du kochst, aufessen!“ „Was kann ich dafür? Ich habe ja nur ein „Kochbuch für Drei!““

Die nördlichste Zeitung.

Ueber ein Buchdruckerjubiläum in Grönland wird aus Kopenhagen geschrieben: Lars Möller, der grönländische Redakteur, Zeher und Drucker der einzigen in eskimoischer Sprache erscheinenden Zeitschrift in Godthaab, hat anlässlich seines 50-jährigen Wirkens im Dienste der königlichen dänischen Grönlands-Compagnie eine silberne Kanne mit Inschrift zum Andenken erhalten. So lange blüht nämlich schon in Grönland die Kunst Gutenbergs. Die Anregung zur Begründung der Druckerei wurde von dem verdienstvollen Inspektor von Südgrönland, Dr. Mint, gegeben, der auch ein hervorragender Grönlandsforscher war, und gleichzeitig erschien auch die Zeitschrift, da die Grönländer bereits Mitte des vorigen Jahrhunderts durchweg des Schreibens und Lesens kundig waren und literarisches Interesse zeigten. Die Zeitschrift heißt „Atuagagbladiit“ und ist illustriert. Der Inhalt der Zeitschrift besteht theils aus Beiträgen, die von den grönländischen Jungleuten eingesandt werden, und in denen theils ihre Jagdabenteuer schildern, theils in Artikel der grönländischen Redactoren, die über religiöse Dinge schreiben. Alle Kosten trägt der Staat. Die Beförderung längs der ungebauten ausgedehnten Westküste Grönlands geschieht zum Theil mit Kajaks und Schlittenposten. Die für die nördlichen Kolonien bestimmte Anzahl geht jedoch über Kopenhagen, von wo aus sie nämlich mit einem Schiffe der königlichen Handelsgesellschaft, das zu den nördlichen Kolonien fährt, an ihren Bestimmungsort gebracht wird. Kommt den Grönländern auch ihre Zeitschrift, die ihnen völlig kostenfrei geliefert wird, meistens recht spät zu Händen, so bereitet sie ihnen doch eine gewollte Freude, wie ihre dankbaren Zuschriften an den Redakteur beweisen.

Der wahre Grund.

Ein Franzose, der zum ersten Male in London war, spazierte an einem der vielen nebeligen Morgen mit einem englischen Freunde durch den Hyde Park. „Rebel! Rebel! Haha, mein Freund,“ rief der Franzmann aus, „jetzt verstehe ich, was ihr meint, wenn ihr sagt, daß in eurem Reiche die Sonne niemals untergeht. Na foi, sie geht eben niemals auf.“

Der Bantoffelheld.

„Glauben Sie nicht an die erzieherische Wirkung der Ehe?“ „Ja, ich hab' dran glauben müssen.“

Doch etwas.

Vater: „Meine Frau lernt Klavier spielen, meine Tochter Bioline und mein Sohn die Flöte.“ Freund: „Und Sie nichts.“ Vater: „Doch, ich lerne, es ertragen!“

Bestimmtes Geschicht.

„Na, Fritz, was wünschst du dir denn zu deinem Geburtsstage?“ „Am liebsten möchte ich einen Automaten zum Schularbeitenmachen haben, Onkel.“

Tragikomisch.

Erster Dichterkling: „Was muß ich hören! Vor vierzehn Tagen hat endlich ein Blatt etwas von dir angenommen? Ist denn das Honorar schon eingegangen?“ Zweiter Dichter: „Nein, aber das Blatt.“

Kerbüchlein.

A: „Na, wie ist Dir denn die vorgerichtige Kneiperei bekommen?“ B: „Danke, mir ganz gut, aber — meine Frau ist heute noch heiser!“

Im ersten Stadi.

Mann (mit einer Depesche in der Hand): „Ich habe leider eine schlimme Nachricht für Dich; Deine liebe, gute Tante...“ Frau: „Um Gottes willen, sie ist gestorben... und gerade jetzt ist meine Schneiderin verreist!“

Sitte in der Noth.

Besitzer eines Zauberbüchleins: „Treten Sie näher, meine Herrschaften! Sie werden sprachlos sein über die Dinge, die Sie hier zu sehen bekommen.“

„Wemann, der eben eine lange Strapazie bekommen?“ „Do muacht nei' gehn, Alte, dös is was für Di!“

Schon geiaht.

Freund: „Deine Zukünftige hat also eine großartige, hochmoderne Aussteuer?“ Kaufmann: „Natürlich, ich habe eine mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete Braut.“

Die Hauptfrage.

„Hallo! Wohin wollen Sie denn in solcher Eile?“ „Da hat mir ein Kerl mein Auto gestohlen und ist tiefen Weg entlang gefahren.“

„Aber Sie erwarten doch sicher nicht, ihn zu Fuß einholen zu können?“ „Sicher! Er hat vergessen, den Reparaturkasten mitzunehmen.“

Gut einstudirt.

Vater: „Was wünschst du dir denn zu deinem Geburtsstage, Eschen?“ Eschen: „Ich möchte mit Mama in den Circus gehen, Papa!“ Vater: „Das sei dir gewährt!“ Eschen (jögern): „Ja, aber Mama sagt, dazu braucht sie ein neues Kleid und einen neuen Hut!“

Savoir vivre.

Burche gratulirt der Frau seines Hauptmanns und überreicht ihr dabei eine Tasse mit der Inschrift: „Ich gratulire Dir“ und stammelt: „Ich wollte die gnädige Frau auch um Entschuldigung bitten, die Tassen, wo druf stand „Ich gratulire Sie“ waren schon alle verkauft.“

Die sparsame Hausfrau.

Er: „Ich denke, wir wollen sparen, Lina, und nur hast du heute wieder dreißig Pfennige für Fahrten ausgegeben?“ Sie: „Lieber Max, ich spare eben an den Stiefelsohlen.“

Die nördlichste Zeitung.

Ueber ein Buchdruckerjubiläum in Grönland wird aus Kopenhagen geschrieben: Lars Möller, der grönländische Redakteur, Zeher und Drucker der einzigen in eskimoischer Sprache erscheinenden Zeitschrift in Godthaab, hat anlässlich seines 50-jährigen Wirkens im Dienste der königlichen dänischen Grönlands-Compagnie eine silberne Kanne mit Inschrift zum Andenken erhalten. So lange blüht nämlich schon in Grönland die Kunst Gutenbergs. Die Anregung zur Begründung der Druckerei wurde von dem verdienstvollen Inspektor von Südgrönland, Dr. Mint, gegeben, der auch ein hervorragender Grönlandsforscher war, und gleichzeitig erschien auch die Zeitschrift, da die Grönländer bereits Mitte des vorigen Jahrhunderts durchweg des Schreibens und Lesens kundig waren und literarisches Interesse zeigten. Die Zeitschrift heißt „Atuagagbladiit“ und ist illustriert. Der Inhalt der Zeitschrift besteht theils aus Beiträgen, die von den grönländischen Jungleuten eingesandt werden, und in denen theils ihre Jagdabenteuer schildern, theils in Artikel der grönländischen Redactoren, die über religiöse Dinge schreiben. Alle Kosten trägt der Staat. Die Beförderung längs der ungebauten ausgedehnten Westküste Grönlands geschieht zum Theil mit Kajaks und Schlittenposten. Die für die nördlichen Kolonien bestimmte Anzahl geht jedoch über Kopenhagen, von wo aus sie nämlich mit einem Schiffe der königlichen Handelsgesellschaft, das zu den nördlichen Kolonien fährt, an ihren Bestimmungsort gebracht wird. Kommt den Grönländern auch ihre Zeitschrift, die ihnen völlig kostenfrei geliefert wird, meistens recht spät zu Händen, so bereitet sie ihnen doch eine gewollte Freude, wie ihre dankbaren Zuschriften an den Redakteur beweisen.

Der wahre Grund.

Ein Franzose, der zum ersten Male in London war, spazierte an einem der vielen nebeligen Morgen mit einem englischen Freunde durch den Hyde Park. „Rebel! Rebel! Haha, mein Freund,“ rief der Franzmann aus, „jetzt verstehe ich, was ihr meint, wenn ihr sagt, daß in eurem Reiche die Sonne niemals untergeht. Na foi, sie geht eben niemals auf.“

Der Bantoffelheld.

„Glauben Sie nicht an die erzieherische Wirkung der Ehe?“ „Ja, ich hab' dran glauben müssen.“

Doch etwas.

Vater: „Meine Frau lernt Klavier spielen, meine Tochter Bioline und mein Sohn die Flöte.“ Freund: „Und Sie nichts.“ Vater: „Doch, ich lerne, es ertragen!“

Bestimmtes Geschicht.

„Na, Fritz, was wünschst du dir denn zu deinem Geburtsstage?“ „Am liebsten möchte ich einen Automaten zum Schularbeitenmachen haben, Onkel.“

Tragikomisch.

Erster Dichterkling: „Was muß ich hören! Vor vierzehn Tagen hat endlich ein Blatt etwas von dir angenommen? Ist denn das Honorar schon eingegangen?“ Zweiter Dichter: „Nein, aber das Blatt.“

Kerbüchlein.

A: „Na, wie ist Dir denn die vorgerichtige Kneiperei bekommen?“ B: „Danke, mir ganz gut, aber — meine Frau ist heute noch heiser!“

Im ersten Stadi.

Mann (mit einer Depesche in der Hand): „Ich habe leider eine schlimme Nachricht für Dich; Deine liebe, gute Tante...“ Frau: „Um Gottes willen, sie ist gestorben... und gerade jetzt ist meine Schneiderin verreist!“

Sitte in der Noth.

Besitzer eines Zauberbüchleins: „Treten Sie näher, meine Herrschaften! Sie werden sprachlos sein über die Dinge, die Sie hier zu sehen bekommen.“

„Wemann, der eben eine lange Strapazie bekommen?“ „Do muacht nei' gehn, Alte, dös is was für Di!“

Schon geiaht.

Freund: „Deine Zukünftige hat also eine großartige, hochmoderne Aussteuer?“ Kaufmann: „Natürlich, ich habe eine mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete Braut.“

Die Hauptfrage.

„Hallo! Wohin wollen Sie denn in solcher Eile?“ „Da hat mir ein Kerl mein Auto gestohlen und ist tiefen Weg entlang gefahren.“

„Aber Sie erwarten doch sicher nicht, ihn zu Fuß einholen zu können?“ „Sicher! Er hat vergessen, den Reparaturkasten mitzunehmen.“

Gut einstudirt.

Vater: „Was wünschst du dir denn zu deinem Geburtsstage, Eschen?“ Eschen: „Ich möchte mit Mama in den Circus gehen, Papa!“ Vater: „Das sei dir gewährt!“ Eschen (jögern): „Ja, aber Mama sagt, dazu braucht sie ein neues Kleid und einen neuen Hut!“

Savoir vivre.

Burche gratulirt der Frau seines Hauptmanns und überreicht ihr dabei eine Tasse mit der Inschrift: „Ich gratulire Dir“ und stammelt: „Ich wollte die gnädige Frau auch um Entschuldigung bitten, die Tassen, wo druf stand „Ich gratulire Sie“ waren schon alle verkauft.“

Die sparsame Hausfrau.

Er: „Ich denke, wir wollen sparen, Lina, und nur hast du heute wieder dreißig Pfennige für Fahrten ausgegeben?“ Sie: „Lieber Max, ich spare eben an den Stiefelsohlen.“

Schuld.

Schulmann (zur alten Jungfer, die auf verbotenen Wegen rabelt): „Fräulein, es thut mir recht leid, ender aber muß ich Sie aufschreiben oder Sie gehen mit mir.“ Fräulein (entzückt): „Ich geh' mit Ihnen — bis an's Ende der Welt!“